

Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

POLITIK ARTIKELFOLGE Obama ist Präsident, Titelgeschichte

Der Traum wird wahr

Barack Obama hat es geschafft: Für einen Moment darf die Welt wieder auf ein Amerika hoffen, das seine schlimmsten Vorurteile und Ängste überwinden kann

Josef Joffe

Das ist die zweite amerikanische Revolution. Noch vor fünfzig Jahren musste in Arkansas die 101. Luftlandedivision schwarze Kinder auf dem Weg in die Schule beschützen, vor vierzig Jahren hetzte ein weißer Polizeichef in Alabama seine Hunde auf Anti-Apartheid-Demonstranten. Und heute heißt der 44. Präsident Barack Obama.

»Es ist das Abenteuer Obama, das Amerika so märchenhaft macht«, schwärmt in Frankreich Rama Yade, die schwarze Staatssekretärin. In der Tat - werden doch noch Jahrzehnte vergehen, bevor eine afrikanische Einwanderin ins Élysée einzieht oder ein Nachfahr türkischer Gastarbeiter ins Kanzleramt. Für Amerika aber war dieser 4. November ein zweiter Fourth of July.

Barack Obamas Wahl ist das Schlusskapitel einer bitteren Geschichte, die der große Alexis de Tocqueville, noch immer der beste Interpret des Landes, 1855 in diese Worte kleidete: »Es schmerzt mich, dass das freieste Volk der Welt noch als einziges unter den zivilisierten und christlichen Ländern die Sklaverei beibehält.« Und: »Als aufrichtigen Freund Amerikas grämt es mich zu sehen, wie die Sklaverei seinen Fortschritt bremst und seinen Ruhm befleckt.«

In seinem Meisterwerk Demokratie in Amerika hatte Tocqueville vor der »großen Revolution« gewarnt, die sich allein an der Rassenfrage

entzünden würde. Am Dienstag hätte er sich freudig korrigiert. Nicht Waffen, sondern Wahlen haben Amerika eine Sternstunde beschert. Das Land hat sich in der Kür eines schwarzen Präsidenten mit sich selbst versöhnt - friedlich, gelassen, geradezu selbstverständlich.

Und mit dem Rest der Welt? Die, zumal Europa, erwartet viel von Obama, mehr, als man in der realen Politik von einem realen Menschen erwarten darf. Von dieser geradezu messianischen Hoffnung kündigt eine weitere Revolution: Da ist ein Amerikaner Kandidat der ganzen Welt geworden. Sieben oder acht von zehn Deutschen, Engländern, Chinesen hätten den schwarzen Senator aus Chicago gewählt.

Noch nie haben sich so viele Menschen in so vielen Ländern für den Unterschied zwischen primary und caucus interessiert - oder haben super-delegates gezählt. Diese Leidenschaft, dieses Mitwählen-Wollen kündigt kaum vom Niedergang Amerikas, der in jüngster Zeit so häufig beklagt oder gefeiert wurde. Kein Deutscher will in Indien mitwählen, kein Franzose in China. Gewünscht wird Einfluss dort, wo die Macht ist. Auf Amerika setzen wir noch immer unsere größten Hoffnungen.

Aber es war nicht John McCain, der weiße, weißhaarige Kriegsheld, der die Menschen mitgerissen hat, sondern das Faszinosum Obama, das die post-rassistische (also verträglichere) Zukunft des Planeten vorzeichnet: halb schwarz, halb

weiß, ein Teil Kenia, Indonesien und Hawaii. Die Universal-Nation, hervorgegangen aus hundert Völkern, hatte den universellen Kandidaten geboren. Ein historisches Novum - wie die Unabhängigkeitserklärung von 1776.

Bush und seine Republikaner waren »Texas«, Kraftmenschen, die der Rest der Welt gern im Kino genoss, aber nicht im wirklichen Leben, sei's als Irak-, Klima- oder Sternenkrieger. Obama wirkt dagegen so sympathisch, weil er in Herkunft und Haltung »unamerikanisch« ist: höflich, zurückhaltend, eben kein Supermächtmensch. Für die Europäer hält er einen zweiten Bonus bereit. Bei diesem Demokraten fehlen doch nur zwei Silben zum »Sozialdemokraten«; er ist also fast einer von uns, Teil jener alten Tradition zwischen Madrid und München, die dem Staat mehr zu- und vertraut als dem Markt.

»Erlöse uns von dem Übel Bush«, lautet die Kurzformel. Dahinter mag ein weiteres Stoßgebet mitschwingen: »Bitte mach, dass wir Amerika wieder lieben können.« Obama steht für Hoffnung wagen (so der Titel seines jüngsten Buches), die Erleichterung, den Wunsch nach Neuanfang, der befreit ist von jener Mischung aus Hass und Verachtung, die George W. in geradezu irrationalen Mengen entgegenschlug - übrigens auch in den höheren Schichten Amerikas.

Das nächste Jahr wird weisen, ob

Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Bush das Problem war oder Amerika - dieses gewaltige Land, das seine Übermacht auch einsetzt, dieser Rammbock der Moderne, der »Modell« und »Monster« zugleich ist, wie Hannah Arendt schrieb. Amerika wird bewundert, gefürchtet und noch öfter kopiert; auf jeden Fall ist es seit eh und je die geballte, unberechenbare Energie, die das Alte und Überkommene bedroht.

Niemand liebt Dampfwalzen, aber Obama ist der bestmögliche Fahrer in einer Zeit, da das Selbstvertrauen des Landes so angeschlagen ist wie sein Ruf. Er gibt sich bescheiden, Bush trat als selbstgerechter Kraftprotz auf. Er hört zu und lernt schnell; Bush blieb, milde gesagt, meinungsfest. Vor allen Dingen zeigt Obama eine ideologische Flexibilität, die W. fremd war. Von weit links im Senat ist Obama im Wahlkampf bis in die rechte Mitte gewandert; nur so konnte er die Wahl gewinnen.

Diesem Mann werden die Verbündeten gern die Hand reichen, und die Tyrannen zwischen Teheran und Moskau werden es schwerer haben, Amerika als Hort der geheuchelten Demokratie oder des Rassismus zu verteufeln. Amerikas Image wird sich kräftig aufhellen, und es ist sogar möglich, dass manche klassischen Konflikte zwischen Europa und den USA auf Eis gelegt werden. Zum Beispiel Russland: Zwar ist Obama für die Nato-Mitgliedschaft der Ukraine und Georgiens. Aber er will seine Russlandpolitik gemeinsam mit den Europäern formulieren, nach der Devise: Anderswo brauchen wir die Russen, etwa bei den Sanktionen

gegen Iran.

Bei allem Jubel, bei aller Erleichterung aber dürfen die Europäer nicht vergessen, dass Obama weder ein sanfter Sozialdemokrat noch ein UN-höriger Internationalist ist, der sich genau so verhält, wie wir es gern hätten. Obama ist der Präsident einer Supermacht, die immer noch die weitaus größte Wirtschaft der Welt im Rücken hat und fürs Militär so viel ausgibt wie der Rest der Welt zusammen.

Die Vereinigten Staaten sind das einzige Land, das globale Interessen hat und auch die Mittel, sie durchzusetzen. In diesem Sinne wird die Kluft zu den Europäern nicht einen Zoll schmaler.

In Barack Obamas Buch Hoffnung wagen klingt es denn auch streckenweise wie Bush pur: kein Veto für die Vereinten Nationen, Amerika als globaler (wenn auch zögernder) »Sheriff«, Gewalt, die manchmal präemptiv sein muss. Raus aus dem Irak? Ja, aber »verantwortungsbewusst«. Pakistan? Obama will den Bin-Laden-Unterschlupf notfalls bombardieren. Afghanistan? Mehr Truppen und mehr Druck auf die Verbündeten, es den USA gleichzutun.

Ein Pazifist ist dieser Mann also nicht, und wo er nach links dreht, kann er den Europäern nicht gefallen - etwa mit seiner protektionistischen Rhetorik. Er hat die Nafta (die nordamerikanische Freihandelszone) attackiert. Selbstverständlich im Namen fairer

Konkurrenz, aber wirtschaftspolitische Schutzmaßnahmen ließen sich auch gegen die EU auffahren.

Es ist aber müßig, über die künftige Politik Obamas zu spekulieren. Er hat im Wahlkampf viel Gutes gefordert: Klimaschutz, erneuerbare Energien, eine allgemeine Gesundheitsversicherung und höhere Bildung für alle; dazu Steuern für die Reichen. Das ist seit dem Crash Makulatur. Wer will denn in der Finanzkrise die Körperschaft- und Kapitalertragsteuer anheben - wenn's keinen Ertrag mehr gibt? Wer will jetzt den Unternehmen Milliarden an Klimaschutzkosten aufbürden? Die Reichen kräftiger ausquetschen, wenn die ohnehin nicht investieren? Überhaupt: Wie viel Spielraum hat ein neuer Präsident, der 2009 eine Neuverschuldung von einer Billion Dollar ins Auge fassen muss - doppelt so viel wie 2008 und 7,2 Prozent des Inlandsproduktes?

Die ehrliche Antwort ist: Wir wissen es nicht, weil Obama in seinem Leben so viele Identitäten und Ideologien vorgezeigt hat. McCain war das klassische Amerika, Obama ist die Postmoderne: mal so, mal so, aber stets cool, calm und collected, wie die einschlägige Floskel lautet - kühl, ruhig, gesammelt. Das ist in diesen chaotischen, gefährlichen Zeiten mit zwei Kriegen und einem noch nicht gebannten Wirtschafts-GAU genau das Richtige - für Amerika und die Welt. Glück auf und Good Luck, Mr. President!